

Das Medaillon des alten Denkens

In die Einwanderungspolitik kommt Bewegung - aber die "Leitkultur"-Debatte konserviert überholte Klischees

von Matthias Kamann

Zwei Gesichter einer Debatte. Das eine ist uralt: Im Streit um die "Leitkultur" wurden längst bekannte Kontroversen noch einmal aufgewärmt. Das andere Gesicht ist jung und frisch: Völlig neue Ideen haben sich entfaltet. Der Begriff "Leitkultur" scheint eine seltsame Doppelfunktion zu haben.

Einerseits bietet er den traditionellen politischen Lagern die Gelegenheit, versteinerte Argumente zu wiederholen: Deutschland, so wird einmal mehr behauptet, muss seine Identität definieren, seine Wertordnung bejahen und seine Integrationsforderungen gegenüber Zugewanderten durchsetzen - Unsinn, wird abermals entgegnet, dieses Land hat außer Gesetzestreue von Fremden nichts zu fordern, vielmehr sich anderen Lebensweisen zu öffnen und multikulturellen Formen des Zusammenlebens anzubequemen. So weit, so bekannt.

Andererseits aber kommen die Beteiligten mitten in dieser Uralt-Kontroverse auf Ideen, die man ihnen nie zugetraut hätte: In der Union scheint es Konsens zu werden, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist, die Grünen leiten den Abschied von der Multikulti-Ideologie ein.

Wie das? Warum gerade bei der "Leitkultur"-Debatte so überraschende Gedanken? Man möchte ein Ablenkungsmanöver der jeweiligen Parteispitzen vermuten. Friedrich Merz wäre demnach ein trickreicher Liberalisierer: Er hat bemerkt, dass die Union von ihren ausländerpolitischen Vorstellungen abrücken muss, weiß aber, dass er das nicht direkt angehen kann; deshalb serviert er den Traditionalisten mit der "Leitkultur" einen ordentlichen Schweinsbraten, füllt aber unter dem Tisch schon Zwiebeln und Knoblauch in den Döner. Entsprechend wäre zu mutmaßen, dass die Grünen-Vorsitzende Gabriele Künast und der innenpolitische Sprecher der Partei, Cem Özdemir, hochofrend sind, dass ihre Parteilinken mit der "Leitkultur" etwas zum Herumnagen gefunden haben; denn während die Linken sich daran die Zähne ausbeißen, können die Modernisierer ungestört die multikulturelle Volksküche entrümpeln.

Sollten solche Überlegungen eine Rolle gespielt haben, könnten die Akteure nun triumphieren: Die Einstellung zur Migration ist nach dieser Debatte auf beiden Seiten tatsächlich eine andere. Dennoch scheint sich hinter jener Doppelfunktion des Begriffs "Leitkultur" - einerseits Kristallisationspunkt alter Kontroversen, andererseits Auslöser neuen Denkens - mehr und Problematischeres zu verbergen als ein strategischer Trick.

Die Aufregung um den Begriff hat etwas Verkrampftes, ja Zwanghaftes. "Leitkultur" ist doch eigentlich nur ein Wort. Aber die Strategen der Union wollen unbedingt an ihm festhalten, auch dann noch, wenn bei seiner vom Verstand befohlenen Abwandlung zur "Leitkultur in Deutschland" eine kurios inhaltsleere Wendung herauskommt. Auf der anderen Seite sind SPD, Grüne und linksliberale Kritiker auf den Begriff so sehr fixiert, dass sie kaum noch wahrnehmen, wie sehr ihre einwanderungspolitischen Vorstellungen denen der Union mittlerweile ähneln. Wegen dieser fast schon als Fetischisierung zu bezeichnenden Fixierung auf den Begriff lässt sich vermuten, dass jene seltsame

Doppelgesichtigkeit der Debatte etwas mit einer psychologisch zu erklärenden Abspaltung zu tun hat: Die traditionellen Einstellungen der Konservativen wie der Linken sind durch die Wandlung einwanderungspolitischer Positionen zunehmend haltlos geworden; doch scheinen sie den Beteiligten so lieb und teuer zu sein, dass sie nicht einfach aufgegeben werden können, sondern in der Debatte um den Begriff sofort wieder mobilisiert, konserviert werden müssen. Wie in einem Medaillon deponiert die deutsche Öffentlichkeit im Streit um die "Leitkultur" ein Denken, das obsolet geworden ist - das sie aber weiterhin herumtragen will, da es ihr nicht so schnell gelingt, sich davon zu lösen.

Was ist das für ein Denken? Ein identitätslogisches. Ein Denken in den starren Kategorien des Eigenen und des Fremden. Es kennt nur die Gleichheit, also die Identität, und die Fremdheit, die Nicht-Identität. Die Form dieses Denkens lässt sich mit Hilfe der Überlegungen verstehen, die der französische Philosoph und Politologe *Pierre-André Taguieff* in einem gerade auf Deutsch erschienenen Buch anstellt (*Die Macht des Vorurteils. Der Rassismus und sein Double. Hamburger Edition 2000. 618 S., 68 Mark*). Taguieff analysiert die Muster rassistischen und antirassistischen Denkens in den westlichen Zivilisationen. Dass er somit radikalisierte Diskurse beschreibt, die in der "Leitkultur"-Debatte keine Rolle spielen, macht seine Ausführungen nicht unbrauchbar. Denn eines der von ihm beschriebenen Muster findet sich auch hier: ein Schema, das "Linke" und "Rechte" aneinander kettet. Es ist ein Ja-Nein-Schema, "das Preisen des Unterschieds (Heterophilie) und die Ablehnung des Unterschieds (Heterophobie)".

In diesem Schema sind Linke und Rechte stets aufeinander bezogen, sie können sogar die Plätze tauschen. Da gibt es Linke, die den Unterschied ablehnen, etwa kommunistische Gleichheitsideologen, für die ethnische Zugehörigkeiten angeblich keine Rolle spielen. Im Kontrast dazu preisen Rechte den Unterschied, zu beobachten bei nationalistischen Bewegungen nach dem Ende der Sowjetunion, die die unaufhebbare Unterschiedlichkeit der Völker proklamierten. Es geht auch umgekehrt: Die Rechte fordert im Namen verordneter "Integration" die Gleichheit aller, zum Beispiel Enoch Powell in Großbritannien, der 1968 meinte, die Einheimischen sollten den aus den ehemaligen Kolonien Zugewanderten die "Englishness" aufzwingen. Die Linke hingegen preist den Unterschied, so vor allem im Deutschland der späten 80-er Jahre, wo als Reaktion auf die tatsächliche oder vermeintliche Intoleranz der Normalbürger der Kult des Fremden grassierte.

Dieses Schema von Heterophilie und Heterophobie finden sich auch in der Debatte um die "Leitkultur". Dass deren Verfechter sofort nach Einführung des Begriffes darüber zu rätseln begannen, was denn nun eigentlich deutsch sei, beweist ihre Fixierung auf ein durchzusetzendes "Eigenes". Umgekehrt belegt es ein Preisen des "Fremden", wenn der grüne Politiker Christian Ströbele im Gespräch mit dieser Zeitung sagt: "Multikultur, viele Kulturen blühen lassen, ist in der gegenwärtigen Einwanderungsdebatte der beste Gegenbegriff zur ominösen ‚deutschen Leitkultur‘." Hier wird es fast zur Formel: Der Streit um die Leitkultur als Aufbewahrungsort für alte Frontstellungen identitätslogischen Denkens.

Übrigens: Anders als von vielen Kommentatoren behauptet, scheint solch schematisches Debattieren über das Eigene und das Fremde wenig mit deutschen Spezifika zu tun zu haben, also mit unserer angeblichen Unfähigkeit zur Annahme unserer selbst, wodurch wir zu entweder aggressiv nationalistischen oder aber masochistisch fremdenfreundlichen Haltungen veranlasst würden. Alle westlichen Nationen kennen das Schlingern zwischen Heterophobie und Heterophilie. In den USA fanden sie sich noch bis vor kurzem in der Abgrenzung gegenüber den Latinos und im Boom der heterophilen "cultural studies" an den Universitäten, aus Frankreich zitiert Taguieff die fremdenfeindlichen Parolen des Front

National, zugleich aber linke Schlachtrufe wie "Dreckige Franzosen raus. Franzosen denen, die es verdienen."

Weniger auf dem deutschen Sonderweg scheinen mithin die Blüten der "Leitkultur"-Debatte zu gedeihen als vielmehr auf jenem weltweiten Acker, der von der zunehmenden Migration stets und überall tief umgepflügt wird und auf dem immer mal wieder versucht wird, mit den Klischees von "Wir" und "Nicht-Wir" ordentliche Pflanzreihen zu schaffen. Das ist keine deutsche Spezialität. Ja, eine deutsche Besonderheit könnte es sein, auf jene Kategorien zu verzichten. Just aus deutschen Traditionen und Spezifika ließe sich anderes Denken herleiten.

Das jedenfalls legt die Lektüre des Buches *"Europa in Bewegung"* von Klaus J. Bade nahe (C.H. Beck, München 2000. 510 S., 58,90 Mark). Wenn Bade die Geschichte der "Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart" nacherzählt, wird deutlich, dass Deutschland, neben den USA das wichtigste Einwanderungsland der westlichen Welt, im Verlauf von 200 Jahren erfahren musste und durfte, dass die Verhältnisse komplizierter sind und sich keineswegs mit den Schlagworten "Leitkultur" und "Multikultur" verstehen, geschweige denn strukturieren lassen. Dazu einige Beispiele. Integration dauert lange: Bei den "Ruhrpolen", die im 19. Jahrhundert ins rheinisch-westfälische Industriegebiet einwanderten, brauchte es fast siebzig Jahre und zwei Weltkriege, bis sie Teil der deutschen Gesellschaft waren. Von Einwanderern per Ukas die schnelle Integration zu verlangen, ist also illusionär. Weiterhin wäre Einwanderung ohne Ghettoisierung etwas völlig Neues: Alle Neuankömmlinge, die "Gastarbeiter" der sechziger Jahre genauso wie die Vertriebenen der Nachkriegszeit oder die Aussiedler der Gegenwart, neigen dazu (und werden von den Verhältnissen gezwungen), sich zunächst um Bekannte zu scharen. Und Einwanderung ohne Konflikte gibt es schon gar nicht: Ob ausländische Arbeiter auf Großbaustellen als Lohndrücker beschimpft werden - wie beim Eisenbahnbau im 19. Jahrhundert -, ob sich die Einheimischen von den nachziehenden Familien der Ausländer an den Rand gedrängt fühlen - wie beim stetigen Wachsen der "Polenkolonien" im Ruhrgebiet -, oder ob es zu religiösen Spannungen kommt - wie bei der Ankunft evangelischer Schlesien-Flüchtlinge im katholischen Sauerland nach dem Krieg - alle Konflikte der Gegenwart sind schon dagewesen.

Und alle sind auf eine schwierige, uneindeutige Weise in einigermaßen akzeptable Lebensformen überführt worden. Dass aber irgendwo eine Multikultur entstanden wäre oder eine Leitkultur die Neuankömmlinge aufgesogen hätten - dazu ist es nie gekommen. Auch die Flüchtlinge der Nachkriegszeit haben sich nicht in die vorgefundene Kultur integriert, vielmehr haben Einheimische wie Vertriebene gemeinsam (und oft genug gegeneinander) eine neue westliche Kultur aufgebaut.

Das Alltagshandeln der Menschen, angeblich schnöde und uninspiriert, erwies sich bei der Gestaltung dieser Konflikte als höchst flexibel und ideenreich. Und derzeit zeigt sich, dass auch die vermeintlich ebenfalls so schnöde Realpolitik in der Lage ist, neue Konzepte und soziale Fantasie zu nähren. Bloß und ausgerechnet derjenige Bereich, der gemeinhin für eine Brutstätte weiter führenden Denkens gehalten wird: die Sphäre geistiger und kultureller Debatten - ausgerechnet dieser Bereich wird zum Aufbewahrungsort überholter Konzepte. "Leitkultur", "Multikultur" - die Kulturtheoretiker stellen sich ein schlechtes Zeugnis aus, wenn sie nicht mehr als ein nostalgisch schimmerndes Medaillon erzeugen, in dem Spielmarken einstiger Debatten aufbewahrt werden.

Doch sei's drum. Man kann das Medaillon ja noch eine Zeit lang um den Hals tragen, dann fällt der Abschied vom Liebgewonnenen nicht so schwer. Unterdessen können Realpolitik und Alltagshandeln eine Kategorie zur Anwendung bringen, die einst kulturellem,

ästhetischem Denken entsprang: Ähnlichkeit. Wir sind nicht identisch, wir sind nicht nicht-identisch, wir sind einander in verschiedenen Graden ähnlich. Daher sind wir zufrieden, wenn sich auf der Basis der selbstverständlich vorauszusetzenden Gesetzestreue und Sprachkenntnis die verschiedenen Lebensweisen aneinander annähern, mal schneller, mal langsamer.

Artikel erschienen am Sa, 11. November 2000